den Verstand gesiegt". Doch in diesem Frühjahr schlug die Stimmung plötzlich um, als erstmals zwei Frauen in die Regierung berufen wurden.

Auf dem „Stuhl", dem Podium, auf dem neun puppenhaft mit Cape und Zylinder kostümierte Regierungsmitglieder stehen, war Revolutionäres zu sehen: Die Herren überreichten Blumen, und die beiden neuen Magistratinnen küßten ihre Kollegen. „Es fehlte nur das Zelt", empörte sich ein Traditionalist, „und der Zirkus wäre perfekt gewesen."

Es kam noch schlimmer: Der Ratsschreiber mußte zugeben, daß Leute mitgestimmt hatten, die dazu nicht berechtigt waren. Und dann brach auch noch Zwist über fragwürdige Manipulationen bei der Auszählung der gereckten Hände aus. Eine grüne Richterkandidatin war nicht gewählt worden, obwohl viele innerhalb und außerhalb des Rings eine deutliche Mehrheit für sie ausgemacht hatten.

Die skandalösen Vorkommnisse bewirkten, daß frühere Freunde der Landsgemeinde dem Brauch nun auch in Ausserrhoden das Ende wünschen. Ein Ex-Kantonsrat: „Es ist fast ein Hohn, wenn wir Schweizer Wahlbeobachter nach Südafrika schicken und dabei in unserem Land selbst schummeln." ❑

Ruanda

Land der Waisen

Tutsi-Rückkehrer besetzen die Häuser geflohener Hutu, Soldaten üben Rache – Vorspiel einer neuen Runde im Bürgerkrieg.

Die St.-Pauls-Kirche in Kigali ist überfüllt. „Imanimuye, geliebter Gott", singen die Gläubigen von Trommeln begleitet, „gib unseren Seelen Frieden." Pater François predigt mit leiser Stimme Versöhnung: „Viel Blut ist geflossen – auch in diesem Gotteshaus. Aber der Herr wird uns vergeben."

Der Allmächtige mag dazu bereit sein, aber „ob ich das kann, weiß ich nicht", flüstert Annonciata Nyiraminani. Die junge Tutsi-Frau, die vor dem Krieg als Lehrerin arbeitete, sucht Trost in der Gemeinschaft der Frommen. „Daß ich noch da bin", sagt sie, „grenzt an ein Wunder."

Nyiraminani hat als einzige das Massaker an ihrer Familie überlebt. Sie war

gerade bei Freunden, als Hutu-Milizen ihre Mutter, zwei Schwestern und ihre beiden Kinder ermordeten. Nach ihrem Mann sucht sie bis heute vergebens.

Die Erzählungen der Menschen ähneln sich auf schreckliche Weise. Die Spuren des Völkermords, dem nach Uno-Schätzungen zwischen 500 000 und eine Million Menschen zum Opfer fielen, sind allgegenwärtig. „Das Land der Witwen und Waisen", so die ruandische Wochenzeitung *Imbaga Yurwanda* (Bund der Ruander), wird seine Vergangenheit nicht los.

Anfang Oktober entdeckten Einwohner in der Umgebung von Kibuye Massengräber mit über 7000 Leichen. Noch immer irren Kinder auf der Suche nach ihren Familien durchs Land. Im Grenzgebiet zu Tansania tauchen Flugblätter der Mördermilizen Interahamwe auf, die jedem den Tod androhen, der mit den „neuen Tutsi-Machthabern" zusammenarbeitet. Zum Rückeroberungsfeldzug rüsten sich in den Flüchtlingslagern von Zaire Tausende Hutu-Soldaten. Schon schlagen Partisanen-Kommandos zu, in Kigali verstümmelte eine frisch gelegte Mine eine Frau.

Nur langsam kehrt die Normalität zurück. Geschäfte und Märkte öffnen, in einigen Stadtteilen gibt es schon Strom und Wasser. In den meisten Grundschulen wird wieder unterrichtet. Weil die Zentralbank geplündert wurde, bekommen die Lehrer Bohnen und Maismehl als Lohn.

Im Waisenhaus von Ndera, das von der Hilfsorganisation Cap Anamur geführt wird, toben Kinder auf dem Hof. „Die Nächte sind ruhiger geworden", erzählt die Kinderkrankenschwester Ulrike Holzhauser, „die Kleinen schreien weniger und fallen nicht mehr vor Angst aus den Betten."

Das Waisenhaus bewachen Soldaten der Ruandischen Patriotischen Armee. Uniformen und Koppel mit Hammer und Zirkel am Schloß stammen noch aus DDR-Beständen. An Brücken, Ortseingängen und Kreuzungen hat das Militär Straßensperren errichtet.

Armeechef Paul Kagame, der zugleich Verteidigungsminister und Vizepräsident ist, mahnt zur Zurückhaltung. „Übt keine Rache", sagte er auf einer Massenveranstaltung in Kigali, „ich verspreche euch, daß wir die Verantwortlichen für die Massaker vor Gericht bringen werden."

In der Hauptstadt kursiert eine Liste mit Namen von Politikern des gestürzten Regimes – Interahamwe-Führer, Militärs, Journalisten und Bürgermeister stehen darauf, die das Morden angeführt haben sollen. Mehr als 6000 Verdächtige warten im Gefängnis auf

G. ULUTUNÇOK/LAIF

Rückkehrer auf dem Weg nach Kigali: „Keiner ist sicher"

ihren Prozeß. Mitarbeiter des Internationalen Roten Kreuzes können sie besuchen. Doch Hutu-Bürger berichten auch von heimlichen Verhaftungen. „Nachts kommen die Soldaten", sagt eine Frau, „keiner von uns ist sicher."

Amnesty International bestätigt, daß die Sieger Hunderte Hutu umgebracht haben. Solche Berichte und die gezielte Propaganda der einstigen Herrscher halten das Millionenheer der Flüchtlinge in den Elendslagern von Zaire und Tansania zurück.

Der Hutu-Bauer Alphonse Habiyambere gehört zu den wenigen, die sich wieder nach Hause wagten. Nachdem zwei seiner Kinder im Lager an Cholera gestorben waren, machte er sich zu Fuß auf den Weg. „Mein Haus war geplündert", erzählt er, „aber es stand noch. Ich habe niemanden getötet, deshalb habe ich nichts zu befürchten."

„Drei Viertel der Bevölkerung sind wieder im Land", behauptet Armeesprecher Frank Mugambage. Er verschweigt, woher die Zuzügler kommen: Während die Hutu-Flüchtlinge nur zögernd heimkehren, strömen Hunderttausende Tutsi nach mehr als 30 Jahren Exil aus Uganda und Burundi zurück.

Allein im Norden Ruandas haben sich etwa hunderttausend Tutsi-Bauern aus Uganda in den leeren Häusern geflohener Hutu niedergelassen. An die 300 000 Rinder, die sie über die Grenze trieben, weiden auf den Wiesen. Schon überlegt der Minister für Wiedereingliederung, Teile des Kagera-Nationalparks für Rückkehrer und ihre Herden zu öffnen. In Kigali haben die Neubürger ganze Stadtteile mit Geschäften, Hotels und Tankstellen übernommen.

Fabien Kayiranga war als Kind 1960 vor Pogromen ins benachbarte Burundi geflohen. Vor einem Monat treckte der Lastkraftwagenfahrer mit Frau und drei Kindern nach Kigali. „Wir haben ein leeres Haus besetzt", gesteht er, „unse-

C. SKARROCK/GAMMA/STUDIO X

Waisenkinder in Ruanda*: „Die Kleinen schreien weniger"

* Bei der Registrierung für den Suchdienst des Roten Kreuzes.

re Leute sind jetzt an der Macht. Wir fordern zurück, was uns einst gehörte."

Und wenn die Hutu-Eigentümer vor der Tür stehen? Kayiranga lacht: „Dann werden wir schon irgendeine Lösung finden." Wer beweisen könne, daß er rechtmäßiger Besitzer sei, behauptet Armeesprecher Mugambage, der erhalte sein Eigentum zurück.

Mugambage ist wie viele Spitzenpolitiker der Befreiungsfront im ugandischen Exil aufgewachsen und spricht neben seiner Muttersprache Kinyarwanda nur Englisch. Mit dem Einzug der neuen Herren erlebt das frankophone Ruanda eine Sprachenwende. Auf dem Flughafen von Kigali hat bei der Paßkontrolle, beim Zoll und im Duty-free-Shop das Englische die Kolonialsprache Französisch abgelöst. Und selbst tief in der Provinz setzt sich die neue Herrensprache durch.

In der Missionsstation Kabgayi in Gitarama, wo Hutu im Mai Tausende von Tutsi niedermetzelten, haben zwei junge Rückkehrer ein Waisenhaus in einem ehemaligen Priesterseminar eröffnet. Michael Marvin Byarngaba, 22, einer der beiden Heimleiter, will den 700 Kindern „wieder ein glückliches Leben" ermöglichen. „Wir beschäftigen sie, damit sie nicht in Schwermut verfallen", sagt er, „wir singen, wir spielen, wir lernen."

Hauptfach: Englisch, denn „dieser Sprache gehört die Zukunft". ❑

Nicaragua

„Stalinistische Säuberungen"

Interview mit Ernesto Cardenal über den Zwist der Sandinisten

Der Dichter und ehemalige Kulturminister Cardenal, 69, hat vergangene Woche mit der linken Sandinistischen Partei von Ex-Staatschef Daniel Ortega gebrochen. Die Entscheidung des weltweit bekannten Geistlichen, der 1985 vom Vatikan aus dem Priesteramt entfernt wurde, stellt die Partei vor eine Zerreißprobe.

SPIEGEL: Sind die Sandinisten am Ende?

Cardenal: Mit Daniel Ortega an der Spitze hat die Sandinistische Befreiungsfront keine Zukunft. Er hat zwar immer noch eine gewisse Unterstützung an der Basis, aber keine Mehrheit mehr. Ortega hat die Parteiführung diktatorisch an sich gerissen. Bei den jüngsten parteiinternen Wahlen hat der radikale, orthodoxe Flügel unter Ortega die Ergebnisse gefälscht; zahlreiche Anhänger haben deshalb die Partei verlassen, so wie ich.

SPIEGEL: Hat Ortega in Ihren Augen die Ideale der Revolution verraten?

Cardenal: Er hat die Partei deformiert, verraten hat er sich selbst. Er ist zu einem autoritären Caudillo geworden, dem es nur noch um die Macht in der Partei geht. In diesem Zustand haben die Sandinisten keine Chance, bei der nächsten Präsidentschaftswahl zu gewinnen.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt der ehemalige Innenminister und Hardliner Tomás Borge beim Kampf um die Macht in der Partei?

Cardenal: Borge ist die Nummer zwei nach Ortega. Er und Daniel Ortega sind für die jüngsten stalinistischen Säuberungen in der Parteiführung und bei der Parteizeitung *Barricada* verantwortlich. Sie haben alle Gemäßigten abgesetzt und sich die Medien in einem Handstreich angeeignet. Jetzt gleichen die Sandinisten den früheren Einheitsparteien Osteuropas. Der Parteikongreß wird allein von orthodoxen Marxisten beherrscht.

T. KLINK

Dissident Cardenal
„Ortega hat sich selbst verraten"

SPIEGEL: Sie werfen Ortega und anderen Sandinistenführern auch vor, sich bereichert zu haben.

Cardenal: Nach der Präsidentschaftswahl vor vier Jahren kam es in der Parteiführung zu Auswüchsen von Korruption. Einzelne Sandinistenführer haben sich illegal Land angeeignet. Ich habe den moralischen Verfall in der Parteispitze schon damals angeprangert, aber die Schuldigen sind nie zur Rechenschaft gezogen worden. Mit ihrem schändlichen Verhalten haben einige wenige Funktionäre das Ansehen der Sandinisten im In- und Ausland zerstört und der Partei unermeßlichen Schaden zugefügt.

SPIEGEL: Droht der Sandinistischen Partei jetzt die Spaltung?

Cardenal: Es gibt schon lange einen gemäßigten Flügel unter Sergio Ramírez, der für Toleranz eintritt und die Partei erneuern will. Unter Ortega hat sich der Sandinismus weit von seinen Idealen entfernt.

SPIEGEL: Wie sieht Ihre persönliche Zukunft aus?

Cardenal: Ich werde weiterhin für die Ideale der Sandinistischen Revolution kämpfen. Das bedeutet für mich, daß ich die Machenschaften von Ortega und Borge in Artikeln unermüdlich anprangern werde. Ich bleibe Christ und Marxist.